

Der brave Wilhelm

Es war einmal ein braver Mann, der hieß Wilhelm. Der hatte eine Frau, die hieß Hedwig. Die war auch eine ganz brave und hatte ihm zwei Söhne geboren, den Walter und den Wilhelm, das war so üblich, dass der erste nach dem Vater der Mutter hieß und der zweite nach dem Vater selber. Sie wohnten in einem Häuschen in den Bergen.

Weil das tägliche Einerlei dem Vater aber zu öde war, suchte er nach Abwechslung, jagte mit der Armbrust, kraxelte auf die Berge, toste mit einem Boot durch reißende Flüsse, und wenn das Reh im Sprung zusammenbrach, wenn er Halt suchend am Berg hing, das Wasser ihn fortzureißen drohte, schlug sein Herz heftig und pumpte frisches Leben durch seine Adern. Manche Blessur trug er davon, die waren seine Orden.

Eines Tages begab es sich, dass ein Mann namens Baumgarten, von Landsknechten verfolgt, am Wasser stand und vom Fährmann verlangte, der solle ihn übersetzen. Es tobte ein schlimmer Sturm, der Schiffer berief sich auf Frau und Kinder, die er zu versorgen hätte und er dürfe sich einer solchen Gefahr nicht aussetzen. Alles Bitten half nichts. Da kam der Wilhelm daher, weil er auch über das Wasser wollte. Sofort spürte er den Reiz des gefährlichen Unterfangens und die waghalsige Lust überkam ihn. Zum Fährmann sagte er:

„Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt, vertrau auf Gott und rette den Bedrängten.“

Er nahm den Mann am Arm und schob ihn vor sich her auf den Kahn. Der bekam es wegen der wilden Entschlossenheit in Wilhelms Augen mit der Angst zu tun, aber schon waren sie auf dem See, eine Weile hörte man den Baumgarten noch zetern, dann waren nur noch das Jaulen des Windes und die gegen das Ufer tobende Gischt zu hören.

Nun fügte es sich, dass diese Heldentat sich herumsprach. Des Wilhelms Mut, den die meisten für eine Form des Irrsinns hielten, schien doch einen Sinn zu haben und weil der Baumgarten sehr beliebt war und Wilhelm ihn gerettet hatte, wurde er ein Volksheld. Man grüßte ihn ehrerbietig, auf allen Festen war er ein gern gesehener Gast und man lauschte ihm, wenn er von seinen Abenteuern erzählte. Das stieg ihm zu Kopfe und war ihm bisher dumpf bewusst gewesen, dass seine Sucht nach der Gefahr nur eine Flucht vor etwas war, das er nicht benennen konnte, so meinte er plötzlich einen tieferen Sinn zu entdecken, glaubte an eine göttliche Fügung, an eine Sendung, dass er die Welt vom Übel befreien könne und müsse.

Für seine Hedwig änderte sich wenig. Er war weiter kaum zu Hause. Nur streifte er kaum noch einsam durch die Natur, stattdessen zog er von Stadt zu Stadt und sprach zu den Leuten an den Markttagen von hölzernen Podesten. In seinen Reden spielte die Familie eine große Rolle, alles würde er für sie tun, heilig seien diese ehelichen Bande, das Leben

der Kinder; der brave Mann denke an sich selbst zuletzt, pflegte er seine Reden emphatisch zu beenden, denn dieser Spruch hatte ihn berühmt gemacht.

Auf einer solchen Veranstaltung bewunderte ihn eine Frau namens Berta. Sie stammte aus intellektuellen Kreisen, war durch eine Erbschaft reich geworden. Und weil Geld ausgeben auf Dauer eine langweilige Beschäftigung ist, war sie auf der Sinnsuche. Von Wilhelm hatte sie gehört, von seiner Natürlichkeit und Kraft, und wie sie ihn da stehen und reden sah und Proben seines Mutes und seiner Geschicklichkeit geboten bekam, da bewunderte sie ihn und in ihr wuchs der Wunsch, diesem Manne näher zu kommen. Berta war eine schöne Frau und wie Wilhelm in den besten Jahren. Bald erspähte er sie, ihre strahlenden Augen, die ihn anzublitzen schienen. In den abendlichen Runden im Wirtshaus oder unter den Dorfeichen war sie meist mit dabei. Sie versank oft in Nachdenklichkeit. Ihre Augen schauten trübe. Aber ein Wort von ihm, in der Runde an sie gerichtet, heiterte sie auf. Ihre Augen begannen zu glänzen, kehlig und dunkel schüttelte sie das Lachen. Manchmal erzählte er ihr von den Bergen oder vom Bootfahren in engen Schluchten, durch die das Wasser wie von wilder Panik getrieben hindurch schoss und er genoss ihre sehnsuchtsvollen Blicke.

Von einem dieser Abende her lebte Wilhelm in Gedanken nur noch mit Berta. Er träumte von tausend Gelegenheiten, bei denen aus einem Wortspiel heraus sie einander ihre Liebe

gestehen würden. Er träumte sie in sein Boot oder als seine Jagdgefährtin. Und Berta gab seinen Träumen Nahrung.

An einem Abend kam Berta nicht. Wilhelms Blick suchte während er sprach den Saal ab, er hielt ständig ein Auge auf die Eingangstüren, doch vergeblich. Er brach bald ab, saß alleine, weil er wenig gesprächig war, da setzte sich Walter Fürst an seinen Tisch. Das war sein Schwiegervater. Man hätte so wenig Zeit zu reden, wie es ihm denn gehe, was machten die Kinder. Nun, sagte Wilhelm, sie wüchsen und gediehen prächtig, er müsse nur mal wieder vorbeischaun, der Walter habe schon den Stimmbruch.

Schön, schön, das sei ganz wundervoll, er mache sich nur Sorgen um seine Tochter Hedwig, so der Schwiegervater zu Wilhelm. Die Söhne bedürften ihrer kaum noch. Der Jüngere, der Wilhelm, zwar, der sei sehr anhänglich, aber der Walter strebe jetzt schon in die Welt, bald würde er das Haus verlassen. Hedwig sei noch bei guter Gesundheit, Gott sei Dank, und etwas müsse sie tun, wenn der Haushalt nicht mehr den vollen Einsatz erfordere.

„Vielleicht kann sie dich ab und zu begleiten, Wilhelm“, sagte der Schwiegervater, „auf deinen Reisen. Die sind ja heute nicht mehr ganz so gefährlich wie früher.“

Er lachte und klopfte ihm auf die Schulter.

„Ach ja, und halte dich von der Berta von Bruneck fern. Ich sag das als Freund. Die ist eine Gottesanbeterin und manchmal glaube ich, die hat es auf dich abgesehen.“

Als Wilhelm protestieren wollte, beugte Walter sich zurück

und hob die Hände zu einer beschwichtigenden Geste.
„Du weißt wie schnell die Leute reden. Sie ist eine attraktive Frau. Aber du musst auf deinen Ruf achten.“ Walter machte eine kleine Pause. „Und an Hedwig und die Kinder denken, die schauen ja sehr bewundernd zu dir auf. Wilhelm“, sagte er und schaute über den Rand seiner Brille in Wilhelms Augen. Der sah zur Seite. „Du würdest es bereuen. Und war es nicht dein Leitspruch? Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt!“

Am nächsten Abend war Berta wieder da. Wilhelm scherzte und lachte wie immer und Berta ließ sich darauf ein. Nur - und Wilhelm wusste, dass auch sie das spürte - war es ein Ritual geworden. Die Wellen der Laute mischten sich nicht mehr, sie prallten aneinander ab. Er ahnte, dass er diese Mauer überspringen könnte, wenn er ein leises Wort fände, nur für sie gesprochen. Es gab dieses Wort nicht. Sie saß und sprach mit anderen, während er redete, sie wechselte die Richtung, wenn er auf sie zukam. Nun saß er oft still, äugte zu ihr hin, aber die Blicke flüchteten erschreckt, wenn sie einander zufällig trafen.

Dann blieb Berta weg, kam nicht mehr und er konnte nicht zu ihr hingehen und sie fragen, warum. Er hoffte allabendlich. Dabei war es schon nur noch die Erinnerung an die Zeit vor dem Gespräch mit Walter Fürst, die seiner Sehnsucht das Futter war, das musste eingeteilt werden, es kam kein neues hinzu.

Wilhelm gewöhnte es sich an, nach seinem Auftritt gleich nach Hause zu fahren. Er entdeckte Schäden am Haus, werkelte ohne rechte Lust daran herum. *Die Axt im Haus ersetzt den Zimmermann*. Er betrachtete das Tor, das er gefertigt hatte zu diesem Spruch, ohne Freude jetzt. Hedwig erlebte ihn missmutig. Er sprach nur das Nötigste, wenn es allzu unhöflich gewesen wäre zu schweigen, er wollte keinen Anlass zu Klagen geben, obwohl die Wut auf Hedwigs Liebe oft mächtig in ihm tobte.

Kurz darauf schlug er die erste Einladung zu einem Vortrag aus. Die Leute müssten seiner ja überdrüssig werden, sagte er, obwohl er der Leute überdrüssig war. An diesem Tag sagte er, er müsse mal wieder in die Berge statt immer nur auf Jahrmärkte. Das verstand jeder, der ihn von früher kannte. Er war so ein Naturbursche gewesen, und die Politik wäre ihm doch fremd geblieben.

Tagelang streifte er durch die Wildnis. Immer brachte er vom Jagen ein Stück Wild mit. Hedwig hörte am Klang, wie er es vor der Haustür abwarf, den stummen Vorwurf. Mit wegwerfender Geste tat er ihre Bewunderung ab und bald sagte sie nichts mehr. Da brachte er auch nichts mehr, kam überhaupt nur noch selten nach Hause, und Hedwig war verzweifelt, weil sie nicht wusste, was sie mit ihrer unerwiderten Liebe anfangen sollte.

Die Tage wurden kühler. Der Winter kam nach Küßnacht. Eines Nachts weckten Sirenen die Bewohner der kleinen Stadt. Aus

dem Fenster schauend sahen sie die Wolken am Himmel rot flackern vom Widerschein der Flammen. Alles was Beine hatte, rannte auf die Straßen zu helfen, wo es Not tat. Das Haus des kürzlich neu gewählten Landrats Gessler war es, das bis auf die Grundmauern niederbrannte. Der Feuerwehr gelang es nur zu verhindern, dass der Brand auf die umliegenden Häuser übersprang. Gott sei Dank, sagten die Leute, dass so ein Landrat ein freistehendes Haus bewohnt. Bestimmt habe die neue Frau des Landrats mit dem Herdfeuer nicht umgehen können. Die geborene von Bruneck, Berta heiße sie, sei die Hausarbeit auch nicht gewöhnt gewesen. Aber der Landrat sei ein strenger Mann und habe von ihr eine bescheidene Lebensführung verlangt, das sei nun das Ergebnis davon, dass er ihr die Haushälterin verwehrt habe. Dann wurden die Leute unruhig, die ihr Urteil schon so sicher diskutierten. Sie steckten die Köpfe zusammen und bald wussten es alle: der Landrat sei in der Nähe des Hauses tot aufgefunden worden, der Pfeil einer Armbrust habe ihm im Herzen gesteckt. Wer wohl zu solch einer Untat fähig sei? So ein Landrat mache sich viele Feinde, tuschelten die Leute. Und eine Armbrust habe hier fast jeder, kaum ein Mann im Ort, der nicht der Jagdleidenschaft frönte. Die Frau, diese Berta von Bruneck, sei aus dem Haus mit schweren Verbrennungen gerettet worden. Es hieß, Brandblasen bedeckten ihre Haut über und über und es sei kaum anzunehmen, dass sie überleben könne und wahrscheinlich solle man ihr das auch nicht wünschen. Sie

starb am nächsten Morgen.

Am Tag der Beerdigung sah man Wilhelm in der Stadt.

Kopfhaar und Bart standen wirr und ungewaschen, mit unstetem Blick lief er grummelnd durch die Straßen. In den Kneipen und auf den Gassen erzählte man sich, er wiederhole immerzu den Spruch, der sein Markenzeichen geworden war:

Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt. Er musste wohl verrückt geworden sein.

Arme Hedwig, sagten die Frauen.

Die armen Kinder, sagten die Mütter.

Armer Wilhelm, flüsterten die Männer.